

Aventura [Fortsetzung]

Autor(en): **Berthoud, Dorette**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 33

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646136>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aventura

Roman von Dorette Berthoud • Übertragung von A. Guggenheim



6. Fortsetzung

Schweizer Feuilleton-Dienst

Am Nachmittag hatte es geregnet. Ich sass gemütlich im Wagenschuppen, um irgendeine Kleinigkeit zurecht zu flicken. Diese Remise war ein grosser, fensterloser Raum, in welchem Oom Piet ausser den Fuhrwerken auch ein Fass Brantwein, seinen Pflug und die Werkzeuge untergebracht hatte. Zaumzeug und Sättel waren an den Wänden aufgehängt; auf einem Gestell lagen in einer Reihe nebeneinander Kürbisse und Kautabak in Rollen, von den Deckenbalken herunter hingen grosse Häute zum Trocknen. Es roch stark nach Brandy, Leder und Tabak.

Ich nähte, als Nicoline auftauchte. In plötzlicher Schüchternheit wagte ich nicht, die Augen von meiner Arbeit zu erheben. Sie setzte sich auf das Trittbrett des Wagens direkt über mir und sah mir zu.

«Herrin», sagte ich zu ihr — auch jetzt noch blickte ich sie nicht an — «vor Geistern braucht man sich nicht zu ängstigen. Meine Mutter hat mich gelehrt, dass die Toten tot bleiben und in Ruhe. Der liebe Gott erlaubt ihnen nicht, zurückzukommen und die Lebenden zu quälen.»

«Was weisst du davon?» machte sie. «Es steht fest, dass sie zurückkommen, denn man hört ja ihre Seufzer und ihre Ketten.»

«An der Falltüre des Bodens ist eine Kette angemacht.»

«Von selbst bewegt sie sich nicht!»

«Vielleicht bin ich beim Vorbeigehen mit dem Fuss daran gestossen...»

Ich dachte, jetzt würde sie mein Geheimnis durchschauen. Aber statt dessen gab sie mir einen scharfen Verweis.

«Du versündigst dich, Fred, wenn du mit solchen Dingen Spass treibst. Die Geister könnten sich rächen. Hast du denn nicht Angst, dass sich ein Unglück ereigne?»

Jawohl, gewiss; ich fürchtete mich davor und sah es sogar kommen. Aber die Lebenden erschienen mir gefährlicher als die Toten. Ich dachte an Hendrick. Plötzlich packte mich das Verlangen, ihn in den Augen des jungen Mädchens verächtlich zu machen.

«Einer der, unter uns gesagt, eine ganz niedliche Furcht vor Gespenstern hat, ist der junge Herr Le Roux!» rief ich aus. «Er zittert vor ihnen wie ein altes Weib!»

Ich erreichte meinen Zweck nicht, im Gegenteil: Nicoline antwortete mir ohne Zögern, dass die Furcht vor Gespenstern natürlich sei und sie übrigens ihren künftigen Schwager sehr tapfer, sehr schön und überhaupt tiptopp finde; Kaatje sei zu beneiden. Sie liess sich vom Wagen heruntergleiten und verliess mich auffallend rasch.

Ihre Verstimmung schien am folgenden Tage, einem Sonntag, verflogen zu sein, als wir auf dem Weiher in dem kleinen Nachen, der dort immer vertäut war, zusammen umhergondelten. Die Weidenzweige streiften das bräunlich schillernde Wasser, und ungewöhnlich grosse gelbe Seerosen wichen unter den Rudern aus, um hinter der Barke, im Kielwasser, sich wieder aufzurichten. Nicoline schien die Ruhe wieder gefunden zu haben. Meinerseits war ich entschlossen, die «Abende» beim Kerzenlicht nicht mehr zu stören und vermied deshalb sorgfältig, das ge-

fährliche Thema zu berühren. Was konnte zu meinem Glücke noch fehlen, wenn ich bei meiner kleinen Herrin sass, sie sehen und ihrem Plaudern zuhören durfte?

Grosse, grüne Fliegen summten über dem Wasser. Nicoline haschte sie mit ihrem Taschentuch, dann belustigte sie sich damit, die Tierchen zu martern, indem sie ihnen die Füsse und die Flügel einen nach dem andern ausriss, wobei sie vor sich hin lachte. Das Spiel missfiel mir gründlich, doch wagte ich nicht, dem Mädchen ihre Grausamkeit offen vorzuwerfen. Ich fürchtete vor allem ihren Spott. Um sie abzulenken, bat ich sie, mir eine Geschichte zu erzählen. Das tat sie immer sehr gerne, indem sie die Geschichten nach ihrer eigenen Phantasie ausschmückte, so dass sie bei der Wiederholung nie wie das erstemal lauteten. Immerhin machte mich damals schon diese Fähigkeit, die Phantasie spielen zu lassen, misstrauisch, weil ich ausserdem festzustellen glaubte, dass Nicoline öfters Erzählung mit Wirklichkeit, die Welt der Feen und Elfen mit der der Menschen vertauschte.

Eines Tages, als wir miteinander über Sam van Goes, den «bijwoner», sprachen, sagte sie:

«Weisst du übrigens, warum seine Augenlider so rot sind?»

«Nein.»

«Nun, weil man ihm seinen Schatz gestohlen hat.»

«Seinen Schatz?» fragte ich verdutzt. «Welchen Schatz?»

«Wie? Weisst du denn nicht, dass er seinen Schatz hierher mitbrachte, einen mächtigen Barren Gold, den er sich in den Minen bei Johannesburg verdient oder vielleicht beim Eukalyptus. Eines Morgens bemerkte er, dass die Erde frisch umgegraben war. Er grub nach... der Schatz war verschwunden. Seither weint er jede Nacht, und seine Augenlider sind vom Weinen immer entzündet.»

Wenige Tage darauf, als der «bijwoner» auf der Bank vor der Farm seine Pfeife schmauchte, setzte ich mich zu ihm und unterhielt mich mit ihm über die Goldminen des «Rand». Er sagte, er sei noch nie dort gewesen...

WUNDER DER NACHT / Erwin Schneiter

Es steht mein Fenster offen.
Die Nacht ist hell und weit.
Ich schweige, tief betroffen,
vor so viel Göttlichkeit.

Mein Herz steht, Gott, Dir offen.
Die Sehnsucht reicht so weit.
Erfülle Du mein Hoffen,
Herr dieser Herrlichkeit!

Manchmal hockte ich abends auf der Mauer des Schaf-Kraals und spielte für Nicoline auf der Ziehharmonika. Sie pflegte mir zuzuhören, mit halb bewunderndem, halb spöttischem Gesichtsausdruck, an einem Grashalm kauend. Plötzlich konnte sie, aus einer neuen Laune heraus, sich auf den Absätzen umdrehen und davon rennen, ohne abzuwarten bis das Musikstück, das sie zu hören verlangt hatte, zu Ende gespielt war.

In der Regel fuhr ich jeden Donnerstag im Einspänner nach Molsgat, um einzukaufen, die Post hinzubringen und abzuholen. Nie verfehlte ich, für Nicoline ein Beutelchen Rahmbonbons, etwas Zuckergebäck mitzubringen, ein Stückchen Band oder einen Farbstift, denn sie zeichnete gerne. Es waren kleine Ausgaben, die aber doch an meinem mageren Geldbeutel zehrten! In meinen Mussestunden hatte ich für sie eine niedliche Reitpeitsche aus geflochtenem Leder gefertigt. Und als sie sie beim täglichen Galopp über die Prärie benutzte, war ich überglücklich.

Bald brachte uns ein Ereignis einander noch näher. Nicoline liebte innig ein Pony mit weiss gesprenkelten Beinen, lebhaft und leichtfüssig. Wenn sie es ritt, sah sie entzückend aus. Natürlich pflegte ich das Pony mit besonderer Sorgfalt. O weh! Ich fand es eines Morgens stark zitternd, mit bläulichen Lippen, tränenden und biutunterlaufenen Augen. Atemlos lief ich zu Oom Piet, um ihn zu benachrichtigen. Er untersuchte die Nüstern des Tieres, sah auf dem Stroh den flüssigen Abgang und schüttelte den Kopf. Kein Zweifel, es war die unheimliche, die schreckliche Krankheit. Während einiger Stunden hatten wir noch Hoffnung, das Übel werde sich nicht über die erste Erscheinungsform hinaus — die «Dunparasecta» — entwickeln. Aber Bob atmete unter grossen Schmerzen und hustete stark. Bald schwoll der Kopf an; das Ödem trat zum Hals und auf die Schultern über. Es war der «De Kopp», den nur eines unter zwanzig Pferden übersteht. Zwei weitere Pferde erkrankten eine Weile später. Ich verliess den Stall nicht mehr, und Nicoline blieb während einiger Stun-

den da, an den Türpfosten gelehnt, half mir, soweit sie es vermochte, und streichelte immer wieder die Stirne des Ponys. Von Zeit zu Zeit sah sie mich mit herzzereissendem Ausdruck an.

«Ach, Herrin», sagte ich kopfschüttelnd.

Bob starb während der Nacht. Die Verwesung setzte sofort ein, was ein untrügliches Zeichen der furchtbaren Krankheit ist. Am Morgen begruben wir ihn am Fusse des Hügels. Nicoline lief den ganzen Tag mit verweinten Augen herum.

«Siehst du, Fred», sagte sie, «ich hatte dir ja vorausgesagt, dass ein Unglück geschehen werde!»

Und ich hatte sie oft hart, ja brutal mit dem Pony umgehen sehen! Es war sogar vorgekommen, dass sie Bob blutig peitschte. Ich erinnere mich auch daran, dass, als Sam bei Tisch von einem Kutscher erzählte, der in einem Wutanfall seinen Mauleseln mit dem Federmesser die Augen ausgestochen hatte, Nicoline zu lachen anfing. Das alles hätte mir zu denken geben müssen. Aber alle Buren sind grausam gegen die Tiere. Und wo ist denn der Verliebte, der nachzudenken fähig ist?

Wenn ich mich nicht täusche, habe ich bereits erzählt, dass es auf Aventura wie auf der Mehrzahl der Farmen im Transvaal, einen Strauss-Pferch gab; ein Männchen und vier Weibchen nebst zahlreichen jungen Strauss bevölkerten ihn. Von misstrauischer Natur, dabei sehr dumm, entwickeln diese Vögel manchmal ganz sonderbare Wutzustände und einen unerklärlichen Hass. Mit ihren kraftvollen Tatzen können die männlichen Strauss in einem solchen Anfall furchtbare Wunden schlagen. Nur Oom Piet oder Jan durften den Strauss-Kraal betreten, und sie waren immer mit einer langen, gegabelten Stange versehen. Wenn ich an der Reihe war, den Tieren das Futterkorn zu bringen, dann schüttete ich es einfach über die Mauer des Kraals hinweg.

Eines Abends, als ich den Futterkübel geleert hatte, trat Nicoline auf mich zu.

BERNER WOCHE



ALMANACH

Freie Franzosen: Wir wollen wieder eine Grossmacht werden!

Aus einer Erklärung der englischen Regierung war zu schliessen, dass das jetzige französische Nationalkomitee, nach der Landung der Alliierten, so lange die einzige zuständige Zivilbehörde Frankreichs sein wird, bis die französische Nation ihre eigene Regierung wählen kann. Diese Haltung seitens der britischen Regierung ist zum grossen Teil im Einklang mit der Politik, die Grossbritannien seit der Bildung des französischen Befreiungskomitees unter General de Gaulle verfolgt hat. General de Gaulle als Führer der Freien Franzosen war überzeugt, Frankreich sei nicht verloren, denn es habe hinter ihm immer noch ein enormes Kolonialreich, das Gewähr biete, das Mutterland wieder neu aufzubauen. Aber diese Voraussetzung fordere den Kampf auf Seite der Alliierten. Der Entwicklung der Bewegung, die weit fort vom Mutterlande ihren Anfang nahm, kommt heute eine besondere Bedeutung zu, da sie jetzt dort wirken kann, was die Franzosen ihr Ureigenes nennen.

Wichtige Gruppen der französischen Kolonien schlossen sich schon sehr früh der Bewegung an, andere nach ihrer Befreiung. Dann erfolgte die Organisation kämpfender französischer Streitkräfte, die sich ausschliesslich aus Freiwilligen zusammensetzten und im Frühjahr 1944 einen Bestand von 150 000 Mann aufwiesen. Die französischen Truppen schlugen sich ausgezeichnet, wo immer sie in den Kampf geworfen wurden, in Bir Hakeim, bei der Eroberung von Fezzan, dank welcher sie das Mittelmeer erreichten, um dort die Verbindung mit der Achten Armee aufzunehmen und sich an der Vernichtung des deutschen Afrikakorps zu beteiligen, auf Sizilien und in Italien. Mit dem Einsatz der Kriegsflotte der kämpfenden Franzosen — die heute mehr als fünfzig Schiffe und etwa 6000 Mann umfasst — wurde Korsika zurückerobert. Heute kämpft Frankreich überall dort, wo es Waffen erhält. — Obschon Frankreich nach der Befreiung grossen wirtschaftlichen und sozialen Problemen gegenübersteht, die sich aus der Besetzung und der Zusammenarbeit gewisser Elemente mit den Deutschen ergeben hat, ist das Fundament für die Wiederaufrichtung Frankreichs

als europäische Macht gelegt. Es besteht heute eine leistungsfähige, repräsentative und gute Organisation, welche die Unterstützung aller Franzosen genießt und über einen Führer verfügt, der seine grossen politischen Fähigkeiten unter Beweis gestellt hat. Dieser Faktor wird für die Wiederaufrichtung Frankreichs von enormem Wert sein, und das wiedererstehende Frankreich seinerseits ist für den Wiederaufbau Europas von grösster Bedeutung. In den Tagen, da Frankreich der vormarschierenden deutschen Wehrmacht wehrlos zu Füssen lag, da der gesamte Rahmen des politischen und sozialen Lebens zer schlagen und vernichtet wurde, gehörten jene Franzosen, die sich weigerten ihren Glauben an «La France Eternelle» aufzugeben und trotz der schwierigen Lage das Vertrauen in Frankreich bewahrten, notwendigerweise zu den Idealisten. Die Widerstandsbewegung wurde aus dem Idealismus geboren, und die Gründungsmitglieder der Bewegung, ob es sich um de Gaulle-Emigranten, um Männer in deutschen Gefangenenlagern oder solche in französischen Städten und Dörfern handelte, konnten die Kraft nur aus ihren Idealen ziehen.

«Du weisst, dass ich bald nach Lydenburg gehen werde?» fragte sie mich aus heiterem Himmel.

Nein, ich wusste von nichts. Ich war bestürzt. Sie fuhr fort:

«In Lydenburg bleibe ich einen Monat lang und bekomme religiöse Unterweisung. An Weihnachten werde ich in die Kirchengemeinschaft aufgenommen. Dann», fügte sie voll naiven Stolzes hinzu, «dann bin ich ein erwachsenes Mädchen... ein heiratsfähiges Mädchen.»

Die Worte trafen mich mitten ins Herz. Sicherlich hatte sie sie nur ausgesprochen, um ihre Macht über mich auszukosten. Und doch muss sie etwas wie Mitleid gefühlt haben, als sie meine tiefe Bestürzung sah:

«Du wirst zum Abendmahl mitkommen dürfen», begann sie wieder, «mit der ganzen Familie, und wir werden dann zusammen nach Aventura zurückkehren.»

Jawohl, dachte ich, wir kommen zusammen hierher zurück. Aber dann bist du nicht mehr die kleine Noline, die die Noline mit der Musikdose. Du trägst dann deine Zöpfe, um den Kopf gelegt; du wirst ernst werden. Du bist hinfort ein heiratsfähiges Mädchen. Und ich? Ich bleibe weiter ein Junge, ein armer Teufel von Stalljunge mit einem Pfund Monatslohn...

Das Mädchen hatte die Wahrheit gesagt. Die Vorbereitungen zur Abreise begannen sehr bald. Ich musste Tante Olga nach Molsgat fahren und sie mit ihren Paketen und den mitgebrachten Kleiderstoffen zurückbringen. Dann begann sie, für Noline die Ausstattung zu nähen. Den ganzen Tag drehte Noline im «voorhuis» am Rad der Nähmaschine... schnell, rasch, wie wenn jede Umdrehung sie den Wundern der Stadt und den Vergnügungen der Jugendzeit hätte näher bringen können. Ich sah sie jetzt fast nie mehr. Es schien, als wäre sie bereits abgereist.

Zu dieser Zeit, glaube ich, bemerkte ich an Tante Olga etwas Ungewöhnliches. Eines Morgens, als ich zur Mühle reiten wollte, um Mehl zu holen, reichte sie mir den Beutel, der mein Essen enthielt. Aufrecht auf der Schwelle stand sie, im grallen Sonnenlichte. Noch nie hatte ich an ihr eine solch schlechte Gesichtsfarbe oder diese sorgenvolle Miene beobachtet. Auf der rechten Wange, nahe beim Ohr, zeigte sich eine winzige, blutfarbige, ovale Stelle. Im übrigen war das ja nur eine flüchtige Feststellung; schon wenige Minuten später trabte die Stute unter mir auf dem Pfade am Bach entlang dahin, und ich überlegte, was ich Noline als Geschenk mitbringen konnte.

Am gleichen Abend fand ich auf dem Hofe einen aus rohen Brettern gezimmerten Karren mit einem Eselchen als Gespann. Ein Digger, sagte man mir, sei soeben ausgetrieben, ein alter Kerl mit grauen Schläfen, bartlosem Gesicht, niedriger Stirne und ausgebuchteter Nase. Er wünsche, auf dem Terrain schürfen zu dürfen. Man hatte ihn zum Abendessen gebeten.

Die ganze Gegend war zu jener Zeit vom Goldfieber besessen. Von nichts anderem war die Rede als von den goldhaltigen Erzlagern im Witwatersrand und den Wundern Johannesburgs, wo man in wenigen Monaten fabelhafte Reichtümer erjagte. In Massen hatten die Ausländer den Transvaal überflutet. Leute aus aller Herren Länder, deren Herkunft dunkel blieb, waren herbeigeströmt, um ihr Glück zu versuchen. Schürfer und Diamantengräber durchquerten sämtliche Distrikte auf der Suche nach neuen goldhaltigen Adern. Keine Woche verging, ohne dass man einen dieser Abenteurer auf dem Passwege zwischen dem Groot Kop und dem Blauw Kop auftauchen und ihn dann zur Farm herabsteigen sah, den Spaten auf der Schulter und den Sack auf dem Buckel.

Unser Gast hiess Salomon Marinowitz; er gab sich selbst einen Übernamen: «König Salomon». Die tiefe Doppelfurche auf der Stirne, seine harten Bewegungen, die Rauheit seiner Rede verrieten zur Genüge, wes Geistes

Kind er war. Wenn man ihm glauben durfte, so hatte er eine Menge von Adern entdeckt, um deren Ausbeute er dann betrogen worden war. Er machte jetzt ein Angebot: jenseits der Hügel von Tokanä verkaufte er Boden mit goldhaltigem Quarz, dessen Ausbeute bis zum Werte von 15 Shilling per Tonne ging.

Während er redete, schielte er zu Oom Piet hinüber, murmelte eine Zahl, setzte den Preis herunter. Aber der Farmer verharrte in Schweigen. Er gehörte zu einer Generation von Buren, die sich ihr Geld durch harte Arbeit verdient hatten, nicht durch einen Glücksfall. Gross war sein Glauben an redlichen Fleiss und an die eigene Anstrengung, die von Gott gesegnet wird.

Im Gegensatz zu Oom Piet schenkte Hendrick Le Roux, der gerade an jenem Abend anwesend war, dem Gerede des Mannes die höchste Aufmerksamkeit. Er kauete an seinem Essen herum und liess sich kein Wort des Diggers entgehen. «König Salomon» legte dar, dass, wenn auch die Goldadern des Rand bei Johannesburg die weitaus reichsten seien, der Boden der übrigen Regionen des Transvaals gleichfalls unermesslich viel Gold in seinen Tiefen berge.

«Zumindest hat man da noch die Ellenbogen frei», fuhr er fort, «und es gibt hier draussen keine der grossen Gesellschaften, die nach ihrem Willen schalten und walten! Neben dem Witwatersrand dürfte das Lydenburgische die goldreichste Gegend des Landes sein; da stehen der privaten Ausbeutung des Bodens noch herrliche Tage bevor. Schön dumm, wer seine Möglichkeiten nicht wahrnimmt! Jeder Farmer sollte auf seinem Terrain schürfen! König Salomon liefert ihm die nötigen Maschinen, und zwar von den allermodernsten. Was hat man schon davon», schloss er, «sich mit der Aufzucht von Schafen und Straussen abzuschinden, bei der der Erlös der Wolle und der Federn kaum die Kosten deckt, während man nur am Boden zu kratzen braucht, um ein Vermögen vorzufinden?»

Darauf gönnte sich der gute Mann ein grosses Glas Gin.

Auf Hendricks und Jans Drängen erlaubte schliesslich Oom Piet das Schürfen auf seinem Terrain. Während einiger Tage durchwanderte nun der Digger das Besitztum, von den Hügeln bis zum Elefantenfluss, immer in Begleitung Hendricks, den die Gier nach dem Golde, weit mehr als die blassen Augen Kaatjes, auf Aventura zurückhielt. Aufmerksam studierten die beiden die Formation der Hügel, die geologische Zusammensetzung des Bodens und der Flussufer, die verschiedenen Arten von Kies, den Flug der Insekten und Vögel, sogar die Umrisse des Gebüsches. Mehrmals hielten sie plötzlich den Esel an, bohrten ein Loch von ungefähr einem Meter Durchmesser und sechs bis sieben Meter Tiefe, und liessen einen Metalleimer am Flaschenzug hinab. Das Erz, das sie auf diese Weise heraufholten, wurde peinlich genau auf einem Gittersieb untersucht. Dann setzten die beiden Kumpane ihren Weg fort und von der Farm aus konnte man das weisse Trapez ihres Zeltes wieder auf einem anderen Punkte der Prärie erblicken. Doch sie kamen verärgert und enttäuscht auf Aventura zurück. Gewiss, der Boden barg Gold, aber nicht in einer genügend grossen Menge, die die Ausbeutung gelohnt hätte.

«Auf der anderen Seite des Flusses ist der Boden reicher», versicherte der schlaue Digger, worauf Hendrick ausrief:

«Kommt zu mir hinüber, König Salomon! Auf Harmonia werden wir unsere eigenen kleinen Bohrungen veranstalten!»

Den ganzen Rest des Abends verbrachte Hendrick damit, die Erfolgsaussichten zu überschlagen. Noline, das Kinn in die Hand gestützt, verlor kein Wort von der Unterhaltung. In ihren Augen sah ich den Glanz des Goldes blitzen, von dem so viel die Rede war.

(Fortsetzung folgt)